

beginnt mit einem langen Aufsatz, in dem sich Bildungsgeschichte und aktuelle didaktische Fragen verbinden, nämlich zu „Sprache und Inhalt lateinischer Lehrbuchtexte. Ein unterrichtsgeschichtlicher Rückblick“ Nr. 1, 1976), worin – das ist typisch für Fritsch – der Blick auf die Tradition seit der frühen Neuzeit (immer wieder erscheinen Comenius und Gedike) als Maßstab für die aktuelle Praxis dient. Auch wenn seither mehrere Lehrbuchgenerationen ihren Weg in die Schulen und auch wieder heraus gefunden haben, so sei dieser Text allen Verfasserinnen und Verfassern von Lateinbüchern ans Herz gelegt (und natürlich auch den Verlagsverantwortlichen). Mit der Geschichte des altsprachlichen Unterrichts befassen sich auch Nr. 10 (zu Wilamowitz), 28 (Zeittafel zum altsprachlichen Unterricht in Berlin von 1945 bis 1990), 29 (40 Jahre DAV Berlin), 48 (Comenius) sowie 49 und 52 (zu Gedike). Einer von Fritsch' Lieblingsautoren ist Phaedrus, dem er sich in Nr. 16, 25 und 30 in unterschiedlichen Facetten nähert. Dass Latein nicht nur geschrieben, sondern auch gesprochen gehört, hat Fritsch in zahlreichen *officinae*

Latinae auf den DAV-Kongressen und darüber hinaus immer wieder mit Nachdruck vertreten. Nachlesen kann man diese Position in Nr. 13, 33 und 44. Konkret der (zur Entstehungszeit) aktuellen fachdidaktischen Debatte wendet sich Fritsch in Nr. 34, 38 und 40 zu.

Schon zum gegenwärtigen Zeitpunkt lassen sich in der keineswegs beliebig bunten, aber abwechslungsreichen Reihe auf Schritt und Tritt lohnende Anregungen zum Nach- und Weiterdenken (wieder)entdecken. Wer beispielsweise den kleinen Aufsatz über die „Antike im Spiegel Berliner Straßennamen“ gelesen hat, wird künftig bewusster durch diese Stadt gehen.

Diese Sammlung der Schriften von Andreas Fritsch zeigt auch exemplarisch, wie die Digitalisierung dazu beitragen kann, dass einmal Geschriebenes aus dem kollektiven Gedächtnis nicht so leicht verschwindet. Denn die Beiträge sind (wie alle vergleichbaren Sammlungen bei Propylaeum) nicht nur über die Suchfunktion oder als Katalog auffindbar, sondern auch über die einschlägigen Suchmaschinen zu ermitteln: *Quod non est in Google, non est in mundo* – dem ist hiermit Rechnung getragen.

ULRICH SCHMITZER

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Die Beschäftigung mit (Privat-)briefen hat in den Altertumswissenschaften Hochkonjunktur; nicht zuletzt gilt dies für die Briefe des jüngeren Plinius, die in der römisch-lateinischen Literatur die ‚Gattung‘ des literarischen Privatbriefs eigentlich erst begründet haben und bis auf den heutigen Tag wirken – nicht zuletzt als Lektürestoff im Lateinunterricht.¹ Für das Verständnis der

antiken Wirkungsgeschichte der plinianischen Briefe ist aber – über das Offensichtliche hinaus – noch einiges zu tun. Mit der Einleitungsepistel der Briefsammlung eines der wichtigsten Plinius-Nachfolger, des gallorömischen Senators und späteren Bischofs von Clermont Sidonius Apollinaris (geb. 431/2, gest. in den 480er-Jahren), und ihrem Verhältnis zu den Plinius-Briefen beschäftigt sich jetzt J. van Waarden (Wa.):

Leafing through Pliny with Sidonius. Sidon. Ep. 1.1, Plin. Ep. 1.1, 1.2, and 1.5, and Satire (**Mnemosyne 75.6, 2022, 1021-1043**). Dass Sidonius' Briefsammlung insgesamt (z. B. hinsichtlich des Aufbaus in neun Büchern)² und gerade auch die Epistel 1,1 stark an das plinianische Vorbild – und besonders an die plinianische Einführungsepistel – anknüpft, ist unstrittig: Schon bei einer oberflächlichen Lektüre beider Texte entsteht, wie Wa. einführend darlegt, der Eindruck, dass Sidonius-1,1 eine gewissermaßen aufgeblähte Version von Plinius-1,1 ist. Gleichwohl, so Wa., fehlen in Plinius-1,1 inhaltliche Elemente, die in dem Sidonius-Brief sehr wichtig sind. Zu nennen sind hier zunächst die Bitte um ein gründliches Lektorat der für die Publikation vorgesehenen Briefe und seine geäußerte Sorge um die Reaktion von Kritikern (Sidon. epist. 1,1,3f.; 1023-1025). Hier kommt in Wa.s Interpretation der Plinius-Brief 1,2 ins Spiel, der sich als Begleitschreiben zu einer Schrift gibt, die Plinius vielleicht veröffentlichen möchte – jedenfalls, wenn der Adressat Arrianus dies befürwortet; zu dieser Bitte um eine inhaltliche Einschätzung bestehen, so Wa., bemerkenswerte verbale Echos im Sidonius-Brief (1027). Das Thema ‚Reaktion der Kritiker‘ habe ebenfalls sein Fundament in diesem Plinius-Brief, auch wenn Plinius dort grundsätzlich optimistischer zu sein scheint und – so würde ich es formulieren – die Möglichkeit einer negativen Reaktion des Publikums allenfalls ex negativo andeutet (Plin. epist. 1,2,5: *confitebor et ipsum me et contubernales ab editione non abhorreere*; 1030f.). Das vielleicht schwierigste exegetische Problem in Sidonius-1,1 ist jedoch die Aussage über die literarischen Vorbilder; die Partie sei hier zitiert:

[...] Quinti Symmachi rotunditatem, Gai Plinii disciplinam maturitatemque vestigiis praesumptiosus insecuturus. Nam de Marco Tullio silere me in stilo epistulari melius puto, quem nec Iulius Titianus sub nominibus inlus-

trium feminarum digna similitudine expressit. Propter quod illum ceteri quique Frontonianorum utpote consecraneum aemulati, cur veteranosum dicendi genus imitaretur, oratorum simiam nuncupaverunt. (Sidon. epist. 1,1,1f.)

(Üb.: „[...] und ich werde die Vollendung des Symmachus und die Meisterschaft und Reife des Plinius mit kühnen Schritten nachahmen; denn von Cicero, glaube ich, schweige ich lieber, was den Briefstil angeht. Diesen hat noch nicht einmal Iulius Titianus unter dem Namen berühmter Frauen mit angemessener Ähnlichkeit nachgebildet. Deswegen schimpften ihn die anderen Frontonianer, die sich über ihren Genossen ereiferten, warum er einen altersschwachen Redestil nachahme, einen ‚Affen [d. h. Nachahmer] der Redner.“).

Strukturell hat diese merkwürdige Ausklammerung Ciceros eine Parallele in Plin. epist. 1,2, wo Plinius Demosthenes und den Attizisten Calvus als seine Vorbilder nennt, während Cicero auch hier eine Sonderstellung innehat: Dessen Salbölfläschchen (*ληκύθοι*) – gemeint ist ‚asianischer‘ Redeschmuck – wolle Plinius nicht völlig meiden, sondern an passenden Stellen dennoch nutzen (1027-1031). Aber dies erklärt letztlich noch nicht, warum Sidonius seinen bescheidenheitstopischen Verzicht auf eine *aemulatio Ciceronis* antiklimaktisch mit dem negativen Exemplum der obskuren Figur Titianus begründet (1029). Wa. nimmt hier ein intertextuelles Spiel mit einem weiteren Plinius-Brief (1,5) an. In diesem Brief wird Plinius' Gegenspieler, der *delator* Regulus, eingeführt. Mit Blick auf diesen Brief fallen zwei Dinge auf: Zunächst berichtet Plinius, Regulus habe dessen Freund Rusticus Arulenus, als *Stoicorum simia* (‚Affe [d. h. Nachahmer] der Stoiker‘) beschimpft (Plin. epist. 1,5,2). Darauf wird eindeutig angespielt, wenn es bei Sidonius heißt, Titianus (s. o.) sei wegen seiner Orientierung am ciceronianischen Stil von den Frontonianern ein *oratorum simia* geschimpft worden. Dann bekennt sich Plinius

an einer späteren Stelle (1,5,12f.) gegenüber Regulus, einem Anhänger der *eloquentia saeculi nostri*, als Nachahmer des ciceronianischen Stils (*est enim [...] mihi aemulatio cum Cicerone*). Der plinianische Prätext, so Wa., verleihe dem karikaturesken Titianus-Exemplum bei Sidonius Bedeutung und Tiefe: Titianus selbst werde einerseits mit Rusticus parallelisiert (was natürlich eine Übertreibung sei, denn anders als jener für seine Neigung zum ciceronischen Stilideal hätte dieser wegen der behaupteten Sympathie für die stoische Philosophie die Todesstrafe zu gewärtigen gehabt) und seine *aemulatio Ciceronis* andererseits mit der des Plinius, die seinerzeit eine Form der Unangepasstheit gewesen sei, zu der sich Plinius erst im Nachhinein (in seinen Briefen und nach dem Sturz Domitians) habe bekennen können (1035f.). Was Sidonius damit habe ausdrücken wollen, ist, dass er selbst, wie Titianus, eigentlich doch Ciceronianer sei, auch wenn dies einem zeitgenössischen Konformismus zuwiderlaufe (1037f.); diese verklausulierte Form der Kommunikation (*obscuritas*) sei für die spätantike Literatur charakteristisch (1038). Was Wa. in seiner Studie sehr anschaulich und im Ganzen, wie ich meine, überzeugend herausstellen möchte, ist, dass wir es hier mit einer assoziativen und kombinatorischen Form von Intertextualität zu tun haben (1039). Abschließend (1040) weist Wa. noch darauf hin, dass die Studie im Kontext seiner derzeitigen Vorbereitung eines Auswahlkommentars zu den Sidonius-Briefen in der Cambridge-Reihe entstanden ist. Ich denke, wir dürfen diesem Band mit Vorfreude entgegensehen. Erwähnt sei an dieser Stelle, dass der Aufsatz im Open Access veröffentlicht und auf der Seite des Brill-Verlags frei zugänglich ist.³

Wer nun auf den Geschmack gekommen ist, dem sei noch ein weiterer, ebenfalls im Open Access publizierter Beitrag zu Sidonius

in **Mnemosyne 75.6, 2022** ans Herz gelegt. Alison John: (Mis)Identifying Teachers in Late Antique Gaul. Sidonius' Ep. 4.11, Mamertus Claudianus and Classical vs. Christian Education (996-1020).⁴ John versucht in dieser prosographischen Studie nachzuweisen, dass der bei Sidonius (epist. 4,11) bezeugte Claudianus Mamertus nicht, wie bislang angenommen, ein Rhetoriklehrer ‚klassischer‘ Prägung, sondern eher ein christlicher Intellektueller war.

And now for something completely different. Eine Besonderheit bzw. spezifische methodische Herausforderung der altertumswissenschaftlichen Editionsphilologie ist der Umgang mit Texten, von deren vormaliger Existenz wir zwar wissen, die sich aber nur in Form von mehr oder minder spärlichen Zitaten, Paraphrasen oder Bezugnahmen bei späteren Autoren erhalten haben. Gewöhnlich spricht man hier von ‚Fragmenten‘, doch sind mit diesem Begriff terminologische Schwierigkeiten und Abgrenzungsprobleme verbunden. Damit setzt sich jetzt Georg Wöhrle (Wö.) in einem programmatischen Aufsatz kritisch auseinander: Fragmente im Überfluss. Zur Problematik eines philologischen Begriffs (**Hermes 150.4, 2022, 385-404**). Da ich den in jedem Fall ungemein lesenswerten Text als einen Debattenanstoß verstehe, glaube ich, im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn ich die Paraphrase des Inhalts im Folgenden eher raffé und stattdessen selbst zu einigen Punkten Stellung beziehe bzw. Alternativen andeute. Wö. hält den Begriff des Fragments für problematisch, möchte ihn durch den seines Erachtens semantisch passenderen Begriff des „Zeugnistextes“ ersetzen und leitet aus seiner Problematisierung methodische Schlussfolgerungen für die Arbeit mit Fragmenten (bzw. Zeugnistexten) ab. Am Begriff des Fragments stören Wö. vor allem drei Dinge: 1. Es handele sich bei dem Begriff um

eine eigentlich zweideutige Metapher: Neben der unvollständigen Überlieferung eines Werkes könne er auch das unvollendete Werk bezeichnen, und seit dem 18. Jahrhundert stehe er zunehmend auch für Literaturformen, die ihre eigene Unvollständigkeit bzw. Unvollkommenheit bewusst ästhetisiert hätten (388 u. 390).⁵ 2. Der Begriff suggeriere die Herauslösbarkeit eines ‚Fragments‘ aus dem Kontext, in dem es zitiert werde; dabei sei die Abgrenzung eines Zitats im Kontext eines überlieferten Textes häufig hochproblematisch (390). 3. Der Begriff sei belastet durch das Problem der Authentizität; dies betrifft, so Wö., einmal die Frage, ob einem Autor zugeschriebene Äußerungen historisch authentisch sind oder ihm fälschlich zugeschrieben werden, und zum anderen die Authentizität hinsichtlich des Wortlautes, die bei wörtlichen Zitaten oft höher veranschlagt werde als bei indirekter Wiedergabe oder noch distanzierteren Formen der Bezugnahme, die in Abstufung zum ‚Fragment‘ als ‚Testimonien‘ bezeichnet würden (393f.). Als Ausweg aus diesen (von Wö. empfundenen) Problemen wird der Begriff des ‚Zeugnistextes‘ vorgeschlagen, der wohl die Einheit von zitierter, paraphrasierter oder anderweitig bezeugter Äußerung einerseits und Kontext andererseits als Text *suo iure* bezeichnen soll – ganz klar wird das nach meinem Empfinden leider nicht (394). Im zweiten Teil geht Wö. auf methodische Konsequenzen für entsprechende Editionen ein: Er ist skeptisch gegenüber dem Usus, Textpassagen, etwa wörtliche Zitate, die den jeweiligen Herausgeber:innen ‚authentisch‘ erscheinen, durch typographische Mittel wie Fettdruck hervorzuheben (395 u. 398), und plädiert überhaupt dafür, dass man „unter altertumswissenschaftlichen Philologen im Allgemeinen und Fragmentsammlern im Besonderen Abschied vom Gedanken“ nehmen möge, „dass es überhaupt

etwas Authentisches gäbe und je gegeben habe, das nicht aus seinem jeweiligen Kontext heraus [...] immer neue Bedeutungen annimmt“ (395f.).

Wö. streift eine Reihe von Themen- und Problemkreisen, deren Komplexität jedem unmittelbar klar wird, der einmal den Versuch unternommen hat, selbst eine entsprechende Edition von der Corpusbildung bis hin zur Organisation und Präsentation des Materials zu planen. Insofern sind seine theoretischen Reflexionen hochwillkommen. Jedoch scheinen mir seine Erwägungen gerade dann, wenn sie die editorische oder kommentierende Praxis unmittelbar berühren, gelegentlich etwas extrem. Dass etwa das Verfahren, Zitate durch Fett- oder Sperrdruck innerhalb des Kontexts hervorzuheben, „besser aufgegeben werden sollte“ (398), vermag ich nicht einzusehen; es handelt sich doch bei solchen typographischen Markierungen selbstredend immer nur um ‚Angebote‘, zu denen sich Leser:innen gerne kritisch verhalten dürfen, sollen, ja eigentlich müssen. Trägt es denn nicht einem nachvollziehbaren Bedürfnis Rechnung, wenn die Herausgeber:innen mithilfe von Typographie und Layout zumindest vorläufig über die verschiedenen ‚Ebenen‘ des von ihnen dargebotenen ‚Zeugnistextes‘ (*aut quo nomine vult vocari*) orientieren?

Was ist nun von dem Vorschlag zu halten, den Fragmentbegriff zu verwerfen und stattdessen von ‚Zeugnistexten‘ zu sprechen? Hier muss ich ein klein wenig weiter ausholen: Bedenklich scheint mir, dass Wö. den Gegenstand seiner Diskussion buchstäblich von der ersten Seite an über dessen ‚Bruchstückhaftigkeit‘ definiert. Auch wenn die Unvollständigkeit und Defektivität in dieser Weise erhaltener Texte mit dem daraus erwachsenden Wunsch nach Rekonstruktion unstreitig praktische Probleme mit sich bringt, handelt es sich dabei, wie ich meine, vielleicht

dennoch nicht um ein essenzielles Wesensmerkmal, sondern um etwas eher akzidentielles; man könnte das Problem nämlich auch anders angehen und versuchen, das Phänomen in eine Typologie verschiedener Formen von Textüberlieferung einzuordnen, die ich mir hier ohne jeden Anspruch auf Originalität oder Novität kurz zu skizzieren erlaube: Zu unterscheiden wäre auf der obersten Ebene zwischen Primärüberlieferung und Sekundärüberlieferung; Primärüberlieferung bezeichnet die ‚selbstständige‘ bzw. ‚autonome‘ Tradierung eines Textes, wobei noch zwischen verschiedenen Subtypen von Primärüberlieferung zu unterscheiden ist; etwa zwischen originaler Überlieferung einerseits (für antike Texte selten, z. B. Inschriften oder authentische Papyrusbriefe) und abschriftlicher Überlieferung (gewissermaßen der Normalfall für literarische Texte) andererseits. Sekundärüberlieferung bezeichnet dagegen die ‚unselbstständige‘ Überlieferung eines Textes ‚in‘ bzw. ‚mithilfe‘ von anderen Texten als Zitate, Paraphrasen oder distanziertere Formen der Bezeugung – also das, was Wö. jetzt ‚Zeugnistext‘ nennen will.⁶ Die Frage der ‚(Un-)Vollständigkeit‘ ist für beide Typen eigentlich gar nicht entscheidend; ein primärüberlieferter Text kann unvollständig und ein sekundärüberlieferter Text vollständig erhalten sein. Man denke einerseits an den taciteischen *Dialogus de oratoribus* mit seiner vieldiskutierten Lücke, den wohl niemand als ein ‚Tacitus-Fragment‘ bezeichnen würde, und andererseits an kurze, nur als Zitate überlieferte Gedichte wie z. B. die drei (angeblich von diesen selbst verfassten) Grabepigramme auf Naevius, Plautus und Pacuvius bei Gellius, *Noctes Atticae* 1,24, die trotz ihrer Vollständigkeit in den zuletzt von Jürgen Blänsdorf herausgegebenen *Fragmenta Poetarum Latinorum* (FPL) Aufnahme gefunden haben.⁷ Für diejenigen Fälle von

Sekundärüberlieferung, bei denen tatsächlich oder vorgeblich der Inhalt einer Schrift zitierend oder paraphrasierend wiedergegeben wird, ist der Begriff ‚Fragment‘, wie ich meine, durchaus passend: Schließlich hat hier eine letztlich irreversible Dekontextualisierung aus einem ursprünglichen Zusammenhang stattgefunden, die man wenigstens metaphorisch wohl als ‚Bruch‘ wird bezeichnen dürfen, auch wenn durch die zitierende Rekontextualisierung ein neuer in sich integrierender Textzusammenhang entstanden ist – das ist letztlich eine Frage der Perspektive.⁸ Ein davon abgrenzbarer Subtyp von Sekundärüberlieferung sind Testimonien, die einen Text bezeugen, ohne ihn wiederzugeben. Dieser Unterschied kann in der Praxis z. B. mit narratologischen Kategorien (‚zitierte/transponierte Rede‘ vs. ‚narrativer Modus‘)⁹ operationalisiert werden.¹⁰ Wenn man den Begriff des Fragments so versteht, lösen sich die drei von Wö. formulierten Probleme (s. o.) zwar vielleicht nicht in Luft auf, aber verlieren doch an Schärfe und werden handhabbar:

Ad 1: ‚Fragmente‘ ohne weitere Qualifizierung dürfen wir sekundärüberlieferte Texte nennen, nicht jedoch unvollständige und ganz besonders nicht unvollendete Werke, bei denen ja nie ein ‚Bruch‘ stattgefunden hat; zugegeben besteht immer noch eine mögliche terminologische Überschneidung mit ‚physischen‘ Bruchstücken, also sog. Handschriftenfragmenten und Fragmenten literarischer Papyri, die der abschriftlichen Primärüberlieferung zuzuordnen wären. Ich glaube, dass das zu verschmerzen ist; wichtig wäre allerdings, in Editionen, für die beides relevant ist, klar dazwischen zu unterscheiden, was Editionsprinzipien und die Anordnung des Materials angeht (und hier hat Wö. viele gute Anregungen zu bieten; 395-402).¹¹

Ad 2: Dass die genaue Abgrenzung eines Fragments schwierig sein kann, ist unstrittig und

liegt in der Natur der Sache; im Besonderen gilt das natürlich bei Fragmenten von Prosatexten, wie beispielsweise philosophischen Schriften, mit denen Wö. sich in seiner Forschung im Besonderen beschäftigt,¹² was dem Aufsatz auch anzumerken ist. Eine Lösung muss aber nicht notwendig darin bestehen, den Versuch der Abgrenzung und dessen visuelle Repräsentation in Ausgaben aufzugeben; vielmehr wäre das Postulat abzuleiten, dass Editionen sekundärüberlieferter Texte immer einen Kommentar beinhalten müssen, in dem solche Abgrenzungen begründet werden – zumindest, wenn sie nicht selbstevident sind (was zum Glück häufig genug der Fall ist, etwa bei Dichterfragmenten, wo das Metrum bei der Abgrenzung oft ein klares Kriterium an die Hand gibt); diese Begründungen müssen sich dann natürlich im Fachdiskurs bewähren.¹³

Ad 3: Das Authentizitätsproblem besteht – abgesehen vielleicht von den für die Antike seltenen Fällen originaler Primärüberlieferung – immer und ist kein exklusives Problem der Sekundärüberlieferung. Schließlich sind auch auf dem Wege der abschriftlichen Primärüberlieferung Verfremdungen (etwa normalisierende Anpassung der Orthographie oder stillschweigende Kürzungen eines Kopisten) oder gar ‚Fälschungen‘ (Pseudepigraphie) möglich. Im Übrigen ist es auch nicht so, als sei gegen dieses Problem gar kein Kraut gewachsen. So lässt sich die Arbeitsweise und Zuverlässigkeit eines zitierenden Autors ja oft anhand von Zitaten überprüfen, für die auch eine Primärüberlieferung vorliegt; Guido Schepens nennt das „horizontale Kontextanalyse“.¹⁴

Wö.s Ausführungen sind ungemein anregend und stoßen eine sehr wichtige Debatte an, auf deren Verlauf sicher nicht nur ich gespannt bin; vorläufig möchte ich jedoch dafür plädieren, den Fragmentbegriff nicht voreilig über Bord zu werfen.

Außerdem in **Hermes 150.4, 2022** (u. a.) Christoph Michels: *Frontos gratiarum actio*. Ein politisches Ritual zwischen Schmeichelei und ‚affirmativem Fordern‘ (443-466). Michels untersucht Hinweise auf die selbst nicht erhaltene Dankesrede Frontos für dessen Suffektkonsulat (sowie deren Rezeption) und unternimmt einen Vergleich mit dem *Panegyricus* des jüngeren Plinius.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Häger, H.-J. (2015): Das Briefcorpus des jüngeren Plinius. Neuere Tendenzen in Altertumswissenschaft und Didaktik, Gymnasium, 122.6, S. 559-596.
- 2) Vgl. Mratschek, S. (2017): The Letter Collection of Sidonius Apollinaris, in: C. Sogno u.a. (Hrsgg.), *Late Antique Letter Collections. A Critical Introduction and Reference Guide*, Oakland, CA, S. 309-336, hier: S. 311-313.
- 3) https://brill.com/view/journals/mnem/75/6/article-p1021_7.xml [07.02.2023].
- 4) https://brill.com/view/journals/mnem/75/6/article-p996_6.xml [07.02.2023].
- 5) Ergänzend zu Wö.s langer Bibliographie (402-404) wäre in diesem Zusammenhang noch zu nennen Burdorf, D. (2020): *Zerbrechlichkeit. Über Fragmente in der Literatur*, Göttingen.
- 6) Vgl. z. B. Pöhlmann, E. (1994): *Einführung in die Überlieferungsgeschichte und die Textkritik der antiken Literatur*, Bd. 1. Altertum, Darmstadt, S. 1-2.
- 7) Vgl. FPL, S. 69f.; 88f.
- 8) Vgl. Tischer, U. (2015): *Zitat, Fragment und Kontext. Enn. Ann. frg. 6,14 Sk. und die Rolle kontextueller Aspekte bei der Deutung von Fragmenten*, *Hermes*, 143.3, S. 333-355, hier: S. 333.
- 9) Vgl. z. B. Martinez, M. / Scheffel, M. (2002): *Einführung in die Erzähltheorie*, 3. Aufl., München, S. 62.
- 10) An dieser Unterscheidung würde ich festhalten wollen, freilich ohne die beiden Subtypen irgendwie zu hierarchisieren. Testimonien können sehr wichtig sein, etwa für die Rekonstruktion der antiken Text- und Rezeptionsgeschichte. Wenn sie beispielsweise Informationen über Buchtitel und -zahlen beinhalten, leisten sie dafür mehr, als ‚Fragmente‘ es jemals könnten.

- 11) Ein großes Potenzial haben hier vielleicht auch digitale Präsentationsformen, vgl. dazu Trachsel, A. (2017): Presenting Fragments as Quotations and Quotations as Fragments, in: Digital Classics Online, 3.2, S. 17-27.
- 12) Zu nennen ist insbesondere seine federführende Mitarbeit bei der rezeptionshistorisch orientierten Neuausgabe der Vorsokratiker unter dem Titel *Traditio Praesocratica*; hier zuletzt Bd. 4 Wöhrle, G. u. a. (Hrsgg.) (2022): Alkmaion von Kroton, Hippon von Metapont und Menestor von Sybaris, Berlin/Boston, MA.
- 13) Vgl. Schepens, G. (2000): Probleme der Fragmentedition (Fragmente der griechischen Historiker), in: Chr. Reitz (Hrsg.): Vom Text zum Buch, St. Katharinen, S. 1-29, hier: S. 16f.
- 14) Vgl. Schepens (2000), S. 11.

HENNING OHST

B. Fachdidaktik

AU 6/2022: Einstiege. In einem umfangreichen Basisartikel „Einstieg in die Literatur. Eine Herausforderung für den Lateinunterricht“ (2-13) wendet sich Th. Doepner gegen das offenbar immer noch verbreitete Verfahren, bei der Lektüre – vereinfacht gesagt – die Interpretation erst auf die Übersetzung folgen zu lassen. Stattdessen plädiert er für eine „literarische Begegnung“ (3), was auch Konsequenzen für die Art des Einstiegs habe. Bereits hier müsse den Lernenden auf der Ebene des lateinischen Textes Gelegenheit zur selbstständigen inhaltlichen Auseinandersetzung gegeben werden, als ein motivierendes „Leseerlebnis“ (4), wobei neben der sprachlich-stilistischen Analyse möglichst auch literaturwissenschaftliche Konzepte in die Deutung mit einzubeziehen seien. Darüber hinaus erhöhe die „Rahmung der Texte durch eine zweite Perspektive“ (ebd.) die Motivation der Lernenden, etwa wenn sie sich vor der Lektüre von Seneca, *Epistulae morales* I 1 Gedanken über den eigenen Zeitgebrauch machen oder Ciceros Verhältnis zur Philosophie mit dem bei Seneca vergleichen. Bei Ganzschriften sollten

von vornherein begleitende „Leitfragen und Interpretationslinien“ (11) angelegt werden. – Keip, M.: Vom Einstieg zum Ausstieg. Interpretationslinien eröffnen, verfolgen, zusammenführen (14-22; ab Jgst.9). Ganz im Sinne Doepners möchte auch Keip die Lektüre von Beginn an durch „Interpretationslinien“ begleitet sehen. Die dafür zu entwickelnden „Leitfragen“ werden am Ende „aufgegriffen, diskutiert und bewertet“ (15). Um diese zu finden, sollte sich die Lehrkraft zunächst selbst fragen, „warum sie den zu lesenden Text toll findet“ (ebd.). Bei Ovids *Metamorphosen* könnten dies Aspekte wie Spannung, menschliche Grundprobleme und die reiche Rezeption sein. Fallen die Erträge dieser persönlichen Findungsphase gering aus (besonders im Bereich *Quid ad nos?*), sollte die Lehrkraft „dringend die Textauswahl noch einmal überdenken“ (16). Es folgen weitere Beispiele für schülerorientierte Interpretationslinien bei der Lektüre u. a. von Cicero, Martial, Seneca und Caesar. – Wasserfuhr, M.-M.: Fabeln reloaded: *multiplex libelli dos est*. Zwei Einstiegsvorschläge in die Phaedrus-Lektüre (23-31; Jgst. 9-10, ca. 2-3 Stunden). Bei den beiden Vorschlägen zum Einstieg über den Prolog bzw. 1,24 (*rana rupta et bos*) könne zunächst auf Vorkenntnisse aus dem Deutschunterricht zurückgegriffen werden. Besonders gelungen ist das Material zu 1,24: Hier sollen zentrale Deutungsaspekte der Fabel (Inhalt und Aufbau, Perspektivwechsel, Moral) mit motivierenden Aufgabenstellungen bei behutsamer Progression erarbeitet werden. Der Differenzierung dienen bei beiden Einstiegen Hilfen über QR-Codes. Der abschließende „Impuls- und Fragezirkel“ (31) ist lektürebegleitend auch bei weiteren Fabeln anwendbar (Kreativaufgaben, Verhältnis von Unterhaltung und Belehrung, Aktualität; *Quid ad nos?*). – Den Einstieg in ein äußerst ambitioniertes Projekt stellt Z. Arkbay